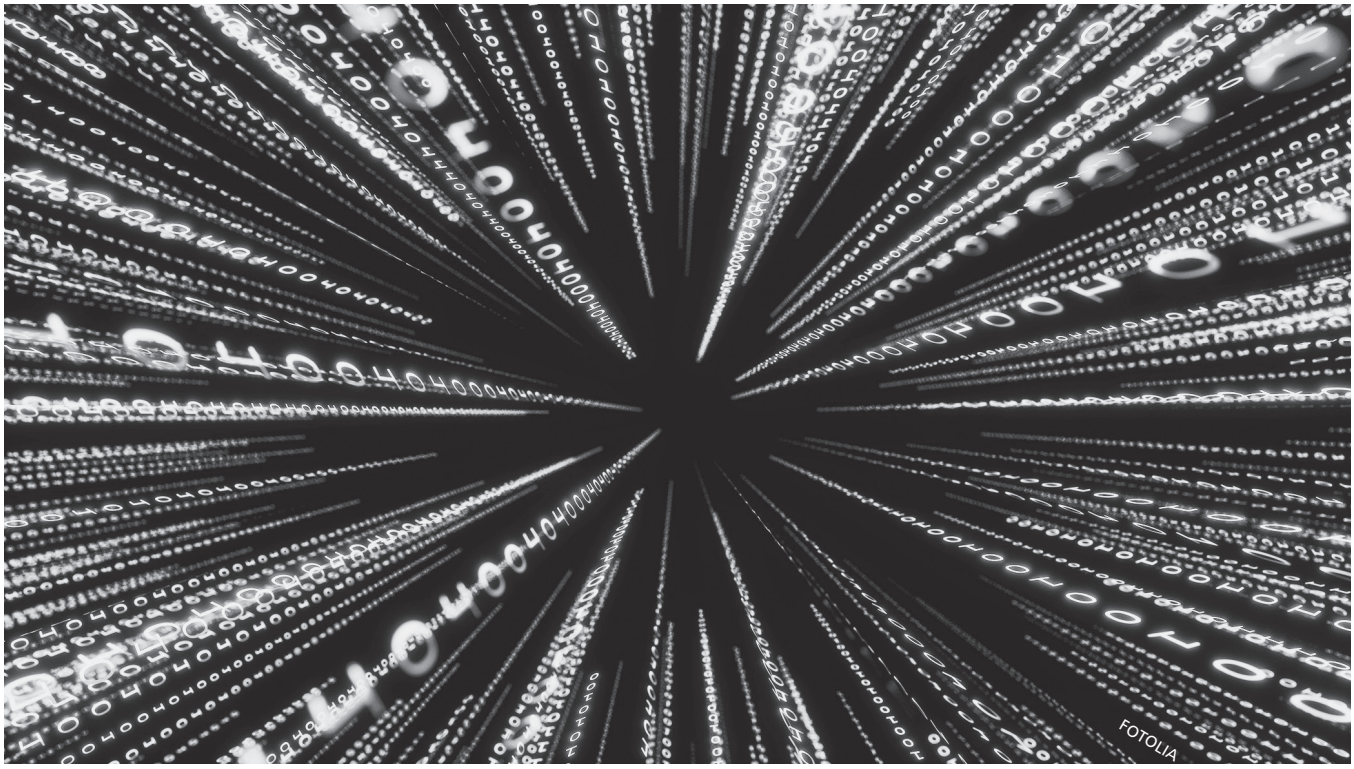
Perlenfischen

Von Roger von Wartburg

Perle 1: «Weshalb uns das Internet nicht schlauer macht»

Wo: NZZ am Sonntag
Wer: Michael Furger
Wann: 20. August 2017



«Der fast unbeschränkte Zugang zu Informationen ist wahrscheinlich der bisher grösste gesellschaftliche Umbruch des 21. Jahrhunderts. Vor 20 Jahren ging die Suchmaschine Google an den Start, einige Jahre später das Internet-Lexikon Wikipedia. Dass seither Fragen aller Art innert Kürze beantwortbar sind, hat sich tief in unser Leben eingenistet. Der britische Autor Pico Iyer schrieb jüngst in der «New York Times», dass ein interessierter Leser heute an einem Tag mehr Wissen anhäufen kann als William Shakespeare in seinem ganzen Leben. Wahrscheinlich hat er recht, aber was heisst das? Sind wir mit unserem Zugang zu einem gewaltigen Informationsspeicher Menschen wie Shakespeare tatsächlich tausendfach überlegen? Wissen wir wirklich so viel mehr?

Richard Foreman, ein amerikanischer Regisseur, hat dazu den Begriff des «Pfannkuchen-Menschen» geprägt. Er hat festgestellt, dass komplexes, dichtes Wissen in unseren Köpfen zunehmend verloren geht. Es werde ersetzt durch oberflächliche, schnell verfügbare Informationen aus dem Internet. Der Verstand gleiche damit je länger, je mehr einem Pfannkuchen: sehr breit, aber extrem dünn. Das, was wir heute als unser kulturelles Erbe oder als Bildungskanon betrachten, verschwinde nach und nach, beklagt Foreman. Dafür entstehe eine Art Superbewusstsein, zusammengesetzt aus Informationsteilchen aus dem Netz.

Natürlich ist bei weitem nicht alles im Netz oberflächlich und dünn. Es geht darum, wie wir diese Informationen ab-

«Im Kopf gespeichertes Wissen [...] gibt uns einen Orientierungsrahmen, um jene Informationen einzuordnen, die uns aus dem Netz entgegensprudeln.»

sorbieren: als Häppchen, schnell, querlesend und zusammenhanglos. Das ergibt den Pfannkuchen, und er scheint ein Zukunftsmodell zu sein. Jedenfalls rufen die IT-Pioniere aus dem Silicon Valley und allerlei visionäre Bildungsexperten schon nach einer neuen Art von Bildung. Die Schulen würden heute Zeit damit verschwenden, den Kindern Wissen einzutrichtern, statt ihnen beizubringen, wo und wie sie Informationen flott herunterladen und anwenden können. Die Idee entspricht ganz dem Konzept der Datenwolke. Wissen soll nicht mehr im Kopf gespeichert, sondern ausgelagert werden. Auf unserer biologischen Festplatte gäbe es demnach vor allem Anwendungsprogramme, aber kaum mehr Datensätze. Wir müssen nur noch wissen, wo eine Information zu finden ist. Ihr Inhalt muss uns nicht mehr interessieren.

Mehr Kompetenzen, weniger Wissen – das ist auch die Idee des Lehrplans 21 und somit das künftige Modell für unsere Schulen. Damit wird im Grunde der traditionelle Bildungskanon zu einem Auslaufmodell. Geschichte, Literatur, Geografie: So etwas kann man ja – wenn man es wirklich genau wissen will – aus dem Netz saugen.

Das ist natürlich Unsinn. Denn wie soll jemand einigermassen erfolgreich durchs Leben kommen mit einem Verstand, den die Internet-Suchmaschinen in die Form eines Pfannkuchens gezogen haben? Wie soll ein solcher Verstand eine gefährliche Idee oder eine perfide Lüge abwehren können? Im Kopf gespeichertes Wissen indes gibt uns einen Orientierungsrahmen, um jene Informationen einzuordnen, die uns aus dem Netz entgegensprudeln. Wissen ist mehr als auswendig gelernte Jahreszahlen. Es ist zum Beispiel ein Verständnis dafür, was im 20. Jahrhundert in Europa passiert ist, samt den komplexen Zusammenhängen. Natürlich wäre das auch im Netz erhältlich, nützt uns dort aber nichts in jenem Moment, in dem wir Neuigkeiten einordnen sollten. Wir wüssten nicht einmal, wonach wir googeln müssten. Mit einigermassen solidem historischem Wissen hingegen funken die Synapsen sofort. Wir kriechen nicht jedem Populisten auf dem Leim, geraten aber auch nicht wegen jeder idiotischen Politiker-Bemerkung in helle Aufregung.

So gesehen ist es paradox, dass der Abbau von Wissensvermittlung an den Schulen ausgerechnet mit der Einführung von Unterricht in Medienkompetenz einhergehen soll. Es ist, als würde man ein Loch in der Wand mit Klebstreifen schliessen wollen. Woran soll sich der so geformte Medienkompetente denn orientieren, wenn die Daten fehlen?

Dass man Informationen nur verbinden kann, wenn sie im Kopf gespeichert sind, gilt nicht zuletzt für kreatives Denken: Innovationen, Kunst, wissenschaftliche Durchbrüche – sie entstehen häufig durch zufällige Assoziationen von Wissen. Wie soll das funktionieren mit einer leeren Festplatte?

Bei allen unbestrittenen Segnungen des Internets: Wir wissen heute nicht mehr als Shakespeare damals. Dagegen hilft nur eine altmodische Methode: So viel wie nur möglich abspeichern – im Gehirn natürlich. So entsteht das, was ein Psychologieprofessor einst als Gegenkonzept zum Pfannkuchen-Menschen vorgeschlagen hat: der Muffin-Mensch – oben breit, aber mit einem tiefen Sockel.»

Pfannkuchen versus Muffin

FOTOLIA

Perle 2: «Ein Chefchef für die Lehrer»

Wo: St. Galler Tagblatt
Wer: David Angst
Wann: 9. September 2017

«Die Schulgemeinde Bischofszell erhält als erste im Thurgau einen «Leiter Pädagogik». Mit dieser Funktion erreicht die Entwicklung der Schule eine neue Stufe. Der neue Oberschulleiter ist der Chef aller Schulleiter und steht somit zwei Stufen über dem Lehrer. Dieser ist nun wieder dort angelangt, wo er vor 200 Jahren schon einmal war, nämlich im untersten Segment der Gesellschaft. Anfang des 19. Jahrhunderts gab man die Kinder einem Schulmeister in Obhut, der so wenig verdiente, dass er meist noch einige Ziegen und Hennen halten musste, um durchzukommen.

Dank der Aufklärung, Pestalozzi und der liberalen Bewegung von 1830 machte der Lehrerberuf einen beispiellosen Aufstieg durch alle Schichten hindurch, bis er gegen Ende des 19. Jahrhunderts wie der Pfarrer und der Doktor zur Bildungselite gehörte. Auf dem Land sprach man ihn mit «Herr Lehrer» an. Einziger Makel: Es ging ihm jede Managerqualität ab. Deshalb erfand der Bildungsapparat Ende des 20. Jahrhunderts den Schulleiter. Man pickte einen Lehrer heraus und machte ihn zum Chef. Um die Kosten im Lot zu halten, verteilte man seine Schüler auf die anderen Lehrer. Leider nahmen in der Folge die Burn-outs im Lehrkörper etwas zu.

Da hilft nur eins: Eine neue Kaderstufe. Und diese ist nun geschaffen worden unter dem Titel «Leiter Pädagogik». Es dürfte künftig für einen normalen Lehrer fast unmöglich sein, einmal den Schulpräsidenten persönlich kennen zu lernen. Was noch fehlt, ist, dass man den Lehrern den Lohn so weit kürzt, dass sie im Nebenerwerb wieder einen Kleinbauernbetrieb führen müssen, um zu überleben. Vielleicht bekommen sie dann weniger häufig ein Burn-out.»

FOTOLIA

Perle 3: «Der feine Unterschied zwischen Leistung und Leistungslohn»

Wo: Basler Zeitung
Wer: Edward E. Murphy (alias Andreas Schwander)
Wann: 22. September 2017

«Der Homo Oeconomicus ist eine Erfindung der Ökonomen. Sie meinen nämlich, herausgefunden zu haben, dass Menschen mehr oder weniger konsequent immer nur ihrem eigenen Vorteil nachrennen. Kurz, Ökonomen gehen davon aus, dass alle Menschen genauso ticken wie sie selber – einer von vielen Irrtümern dieser Zunft. Das Problem der Ökonomen ist dabei, dass sie sich mit ihren Fehleinschätzungen nicht auf eine Branche konzentrieren. Wenn Schmiede sich kollektiv irren, bleibts beim Eisen. Wenn die Lehrmittelplaner mal ihre tausend Blätter durcheinanderbringen und die Kinder mit «Mille feuilles» die französische Sprache als Buch mit sieben Siegeln empfinden, ist die Mathematik vom Problem unbeeindruckt.

Aber Ökonomen sind überall, wo etwas ökonomisch funktionieren sollte. Sie sind sozusagen eine metastasierende Berufsgattung. Und wenn sie mal ausgebrochen sind, funktioniert oft gar nichts mehr – schon gar nicht ökonomisch. Eine typische Ökonomen-Glanzidee ist der Leistungslohn. Wer mehr leistet, soll mehr bekommen. Eigentlich gut gemeint. Und dass die Idee bei ökonomisch-egoistisch funktionierenden Bankern wunderbar funktioniert, wurde mit dem Bonus-System ja schon hinlänglich bewiesen. Das Banker-Vieh ist leistungslohngetrieben dermassen enthusiastisch der Bonus-Karotte vor seiner Nase nachgerannt, bis sie selber, und die Weltwirtschaft gleich mit ihnen, beinahe über die Klippe gestürzt wären. Jetzt, wo sie durch viele Regulierungszäune eingehagt und ruhiggestellt werden mussten, jammern sie. Es sei langweilig, und Karotten gäbe es auch keine mehr.

Was bei Bankern nicht funktioniert, klappt bei Lehrerinnen, Polizisten, Krankenpflegerinnen oder Uhrmachern wohl auch nicht. Denn wie misst man ihre Leistung? An den ausgestellten Bussenzetteln? An der Zahl der gesteckten Infusionen? An den Noten, welche die Lehrer selber verteilen? Klar, jetzt strecken die Ökonomen auf und verkünden der Klasse, dass man alles messen könne – mit Tests, Formularen, Sitzungen und Prozessen: alles bewährte Methoden der Mitarbeiterleistungssteigerung.

Als Erstes gibts eine Leistungslohn-Task-Force. Sie organisiert Sitzungen und Hearings mit allen «Stake-Holdern». Personalkommission und Branchenvertreter kommen dazu, bis sich das Administrationskarussell mit mehreren Vollzeitstellen und externen Beratern schwungvoll dreht. Und weil es überall vorgestrige Bremser gibt, die sich gegen jeglichen «Change» wehren, muss man die ursprüngliche Idee nach einer Projektlaufzeit von mehr als einem Jahr auf ein paar Prozent der Gratifikation reduzieren. Die aufgelaufene Überzeit, verursacht durch die vielen Sitzungen und weil die eigentliche Arbeit ja auch gemacht werden muss, wird teilweise kompensiert, teilweise ausbezahlt, die Kosten bewegen sich locker im sechsstelligen Bereich. Doch der Leistungslohn wird eingeführt, ein Hoch auf die Ökonomen und die Karotten, alles ein voller Erfolg.

«Leistungslöhne, bei welchen jene Chefs die Leistung beurteilen dürfen, die gleichzeitig die Jahresziele setzen, sind ein traumhafter Werkzeug- und Experimentierkasten für Profi-Intriganten.»

Die Schäden beziffert dann niemand. Leistungslöhne, bei welchen jene Chefs die Leistung beurteilen dürfen, die gleichzeitig die Jahresziele setzen, sind ein traumhafter Werkzeug- und Experimentierkasten für Profi-Intriganten. Sie haben ein extrem hohes Potenzial für heftige Explosionen, schwarze und rote Köpfe. Im Resultat schwindet die Motivation, die kompetentesten Leute künden, die Leistung sinkt, der Lohn bleibt gleich, aber die Kosten steigen, und am Schluss definiert der Leistungslohn im besten Fall noch das, was früher selbstverständlich war. Zufrieden sind dabei eigentlich nur die Ökonomen. Sie haben ihre Karotte.»

Perle 4: «Merkt eigentlich niemand, dass Heterogenität in einer Klasse kein Sparmodell, sondern eine ziemlich teure Angelegenheit ist?»

Wo: **www.news4teachers.de**
Wer: **Rainer Dollase**
Wann: **20. Oktober 2017**

«Nach jeder Vergleichsstudie […] immer dasselbe Theater: mit dem Brustton der Überzeugung werden die Schuldigen für das schwache Abschneiden von Nordrhein-Westfalen, Bremen, Berlin und Hamburg lautstark verkündet. So als ob in den Hitparaden der Leistung Menüs aufpoppen: hier liegt es an fehlenden Gesamtschulen, dort an zu wenigen Lehrern, hier an den Eltern, den Flüchtlingen und dort selbstverständlich an der Digitalisierung. Keine dieser Deutungen muss richtig sein. Keine der Vergleichsuntersuchungen ist kausal belastbar, kann also Auskunft geben über die wahren Ursachen.

Aber wenn immer dieselben Länder hinten liegen, aus denen übrigens die lautesten Stimmen reformfreudiger Erziehungswissenschaft tönen, sollte auch all das, was landauf landab als Krönung pädagogischer Kunst gepriesen wird […], auf den Prüfstand gestellt werden. […] Nichts war wirklich erfolgreich: weder […] die Gesamtschule […] noch Einschulung mit 5 Jahren […] noch jahrgangsübergreifendes Lernen […] – die Liste lässt sich beliebig fortsetzen. […]

Was also sollen wir tun? […] Die Bildungspolitik kann den grassierenden Kausal-Unsinn diverser Interessengruppen nicht einfach so stehen lassen – die Eröffnung eines vorurteilsfreien Diskurses über Ursachen, Fakten und Fakes, alternative Fakten und populistische Vereinfachungen (auch durch Zahlen) ist ihre vorrangige Aufgabe.

Beispiele gefällig? Die können nur die Form von Fragen haben: Die Vergleichsstudien liefern nur Mittelwerte – an den einzelnen Schulen herrschen manchmal Verhältnisse, die im lauwarmen Durchschnittsgesäusel völlig untergehen. Kann man zum Beispiel einer Grundschule mit rund 250 SchülerInnen, davon 53 Inklusionskindern, 175 «Bildung und Teilhabe»-Berechtigten, 68 bekannten Fällen von Gewalt und Missbrauch in der Familie, 12 schwer traumatisierten Kindern (natürlich ist der Migrationsanteil ungefähr bei 85%) dieselben Unterrichtsmethoden wie der Grundschule in einem Villenviertel empfehlen (mit 1 Migrationskind)? Wohl kaum.

Darf man überhaupt von einer deutschen Grundschule erwarten, dass sie dasselbe leistet wie eine finnische, der beim Sprachunterricht in jedem Unterricht immer eine Logopädin und fast immer eine Assistenzlehrkraft zur Seite steht? Merkt eigentlich niemand, dass Heterogenität in einer Klasse kein Sparmodell, sondern eine ziemlich teure Angelegenheit ist, weil für die zu bewältigenden Aufgaben mehr Personal benötigt wird? Dass Heterogenität Lehrkräften und Schülern eine Menge an Anstrengung, Stress und Frust abverlangt?

Denkverbote darf es jetzt nicht mehr geben. Der im Gefolge zu grosser Heterogenität entstehende «Arbeitsblattunterricht» vermindert übrigens massiv den sprachlichen Input der Lehrpersonen, der gerade bei Heterogenität und dem hohen Migrationsanteil für die Sprachentwicklung bitter notwendig wäre. Stattdessen lesen die Kinder auf den Arbeitsblättern rudimentäre Imperative wie «Denke nach!» und «Kreuze an!». […] Defizitäre Sprachentwicklung wird durch Mangel an sprachlicher Interaktion mit einem erwachsenen Sprachvorbild erzeugt – und fehlende Motivation und Interesse am Schulstoff ebenso.

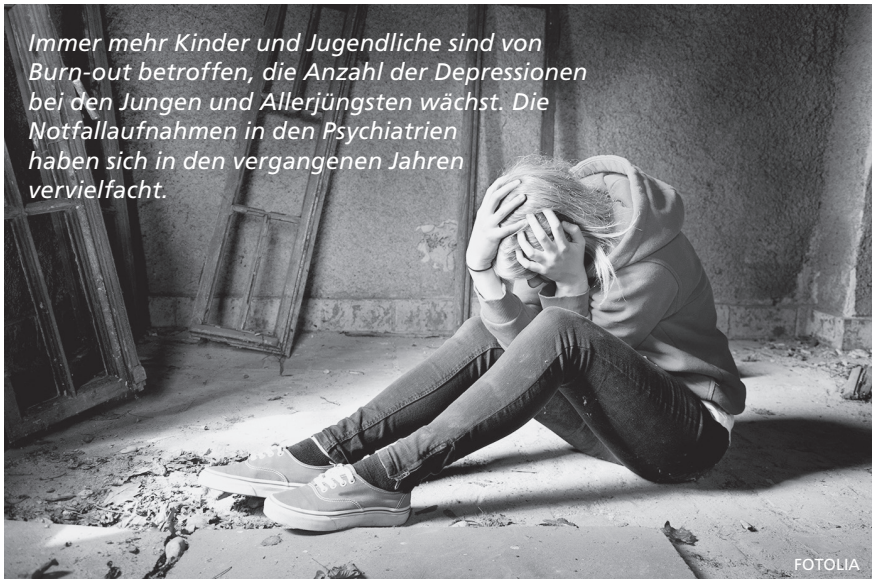
Denkverbote verboten:
«Alle Konzepte der Vergangenheit müssen auf den Prüfstand.»

FOTOLIA

Die Schönfärberei und Erfolgsheuchelei in den Schulen und der Bildungsadministration […] muss aufhören – alle Konzepte der Vergangenheit müssen auf den Prüfstand.»

Perle 5: «Lasst Kinder Kinder sein»

Wo: Tages-Anzeiger
Wer: Matthias Meili
Wann: 15. November 2017



Immer mehr Kinder und Jugendliche sind von Burn-out betroffen, die Anzahl der Depressionen bei den Jungen und Allerjüngsten wächst. Die Notfallaufnahmen in den Psychiatrien haben sich in den vergangenen Jahren vervielfacht.

FOTOLIA

«Kinder sind verspielt, aktiv, haben Freundinnen und Freunde, lachen gern – und ja, sie dürfen auch kreischen und schreien. Doch das ist eine Wunschvorstellung. Die Realität ist eine andere – und auch die ist erst mal gar nicht negativ. Der deutsche Kinderpsychiater Michael Schulte-Markwort hat sie treffend beschrieben: «Kinder sind nicht nur glücklich, sie sind nachdenklich, fröhlich, verzweifelt – sind alles, was Erwachsene auch sind.» Dies zu akzeptieren, wäre schon einmal die halbe Miete im Umgang mit Kindern. Sie können auch mal traurig, niedergeschlagen, depressiv sein. Aber dann brauchen sie eine helfende Hand, eine liebende Mutter, einen fürsorglichen Vater oder gute Freunde.

Was diese Kinder sicher nicht brauchen, sind Psychiater und Antidepressiva. Aber Zeit und Raum, um sich die Welt spielerisch anzueignen, wie es ihrem Alter entspricht – davon können sie nicht genug haben. Plus vielleicht eine Aufgabe, die sie fordert und anregt. Michel Seiler, der eine Stätte für schwierige Jugendliche im hintersten Emmental führt, sagt: «Holzhacken ist heilsam.» Es braucht Kraft und Bewegung, man riecht das Holz, erlebt die Natur und lernt erst noch Bruchrechnen.

Doch diese heile Welt hat längst Risse. Immer mehr Kinder und Jugendliche sind von Burn-out betroffen, die Anzahl der Depressionen bei den Jungen und Allerjüngsten wächst. Die Notfallaufnahmen in den Psychiatrien haben sich in den vergangenen Jahren vervielfacht. […] Die Trends sind besorgniserregend. Ein Malaise lässt sich nur noch leugnen, wenn man beide Augen schliesst und die Ohren auf taub stellt. Die klinischen Fälle sind nämlich das alarmierende Signal für ein tiefer liegendes gesellschaftliches Problem. Es lässt sich in drei Punkten schildern.

Erstens: […] Wir wollen immer das Optimum, die besten Schulen, die schönste Freizeit, den höchsten Lohn. Selten werden diese Anforderungen offen ausgesprochen. […] Doch Kinder haben ein feines Gespür für Erwartungen. […] Psychiater sagen, dass sich ihre kleinen Patienten selber einem enormen Leistungsdruck aussetzen, vor allem die Mädchen – und oft daran scheitern.

Zweitens: […] Bereits im Kindergarten werden die Fähigkeiten der Kinder in peinlich genauen Beurteilungsbogen erfasst. Wie ist das Sozialverhalten? Wie entwickeln sich die sprachlichen, wie die mathematischen Fähigkeiten des Kindes? Grobmotorisch, feinmotorisch? Alles müssen die Lehrer pedantisch ausfüllen und kommentieren. Der Beurteilungsbogen im Kindergarten erinnert eher an ein Assessment für einen Managerposten als an die Wertschätzung für einen Dreikäsehoch.

Drittens: […] Wo es früher bei der Berufswahl darum ging herauszufinden, was man gerne macht, gilt es heute Schwächen und Stärken zu analysieren. Auch das beginnt schon früh. In den ersten Schuljahren gibt es zwar keine Noten, aber die Fixierung auf die Schwächen der Kinder sticht ins Auge. […] Das Elterngespräch dreht sich zu drei Vierteln darum, was das Kind besser machen kann. Und wo es nicht der Norm entspricht, wird es aus der Klasse genommen und gefördert, mit Heilpädagogik, Psychomotorik, Ergotherapie. Doch die gut gemeinte Botschaft kommt anders an. Wo habe ich versagt? Wo muss ich mich mehr anstrengen?

Wenn dann noch Mobbing, der ständige Vergleichsdruck in den sozialen Netzwerken oder gar schwierige Familiensituationen dazukommen, blocken viele Kinder ab. Sie werden zu «Schulleichen», die keinen Millimeter vorankommen, wenn etwas von ihnen verlangt wird. Und brauchen doch noch einen Psychiater.»